

Rein oder nicht rein

Wer Schauspieler werden will, muss Niederlagen einstecken können **Von Angelika Dietrich**

PROLOG

Als die Spannung kaum noch zu ertragen ist, führen sie nur noch Gespräche, um die Stille zu unterbrechen: »Hast Du eine Freundin?« – »Nein.« Stille. »Ihr wart nicht in Berlin, oder?« – »Doch, da haben sie mir gesagt ich sei ein Phlegmatiker.« Die vier warten seit Stunden auf den entscheidenden Satz der Prüfungskommission: »Herzlichen Glückwunsch.« Oder: »Tut uns leid.« Nur zwei von ihnen werden an der Schauspielschule einen Platz bekommen.

I. AKT

Es ist still, unheimlich still. Auf den Bänken, die sich an den Wänden entlang reihen, sitzen 80 junge Männer, die Schauspieler werden wollen. Jeder starrt vor sich hin, einer trommelt mit den Fingern auf seine Wasserflasche, einer wippt mit dem Fuß. Es ist kurz nach neun, als Jochen Noch, Leiter der Otto-Falckenberg-Schule in München, in den Raum tritt und erklärt, dass nun jeder einzeln vor einer der fünf Prüfungskommissionen vorsprechen darf. An diesem ersten von drei Prüfungstagen darf eine der vorbereiteten Szenen komplett vorgetragen werden, dann wird die Kommission noch ein oder zwei Monologe anspielen lassen. »Ziehen Sie bitte keine Schlüsse daraus, wie viel Sie uns vorspielen werden; das hängt einzig damit zusammen, wie schnell wir jemanden erkennen können.« Die 80 nicken.

Es ist dies ein Vorsprechen außer der Reihe, zwei Plätze sind an der Schauspielschule kurzfristig frei geworden. Für Männer. Weil auf den Bühnen immer noch mehr Männerrollen gespielt werden als Frauenrollen und folglich immer mehr Schauspieler einen Job bekommen als Schauspielerinnen, stellt die Falckenberg-Schule auch ihre Jahrgänge so zusammen, dass mehr Männer als Frauen in der Klasse sind. Schließlich sollen am Ende möglichst alle an einer Bühne unterkommen. Normalerweise sprechen etwa 600 Bewerber für die zwölf Plätze pro Jahr vor – da sind bei diesem Nachtermin die Chancen ein bisschen besser.

Kommission eins, bestehend aus Tanz- und Bewegungslehrerin Johanna Richter, einer Sprecherzieherin und dem Schulleiter, zieht sich in Studio eins zurück: schwarze Bühne, fleckige Wände, drei Reihen Bänke, vor der Kommission ein Tisch. Neben der Bühne ein weißer Küchenstuhl, ein Bürostuhl, ein Holztisch mit geschwungenen Beinen. Requisiten, die die Bewerber nutzen dürfen.

Der Erste darf rein, die Kommission fragt: »Brauchen Sie was?« – »Nein.« Bewerber eins zieht sich Schuhe und Socken aus, in schwarzer Hose und weißem T-Shirt steht er auf der Bühne. »Luftschloss auf Luftschloss«, zitiert er den Peer Gynt aus dem gleichnamigen Stück. Springt auf: »Ich will mit, ich will fort!« Er breitet die Arme aus, der Scheinwerfer wirft seinen Schatten an die Wand. Vier, fünf Minuten hat der Monolog gedauert.

»Mhm«, sagt Schulleiter Noch, Bewerber eins leckt sich die Lippen, trinkt einen Schluck Wasser. »Machen Sie bitte weiter mit Kunst.« – »Darf ich mir einen Stuhl nehmen?« – »Ja.« Bewerber eins zieht sich Socken und Schuhe an, seine Finger zittern, er trinkt noch einmal Wasser. »Es ist also dramatisch, beide Stiefmütter wollen auf der Einladungskarte stehen ...« Noch murmelt etwas. »Gut, stopp, stopp.« Er fragt: »Aus welchem Grund haben Sie diese Szene rausgesucht?« – »Ich hab das Stück gelesen. Mir hat die Situation gut gefallen.« – »Welche?« – »Man ist befreundet, aber man missversteht sich, jeder hat seine eigene Wahrheit.« – »Würden Sie versuchen, es so zu spielen, wie Sie's beschreiben? Brauchen Sie einen Ansprechpartner?« Morgane und Moritz, Schüler aus dem ersten Jahr, kommen auf die Bühne. Bewerber eins beginnt erneut mit seinem Monolog. Nach etwa zwölf Minuten ist das Vorsprechen für ihn zu Ende. Der Nächste bitte. Der Nächste, ein blasses Bürschlein, braucht zwei Leichen auf der Bühne. »Wohin?«, fragt Morgane, die als Leiche herhalten muss. »Wie die Kommission das am liebsten hätte?« – »Die Kommission hätte am liebsten, dass es losgeht.« Das Bürschlein flüstert und schreit, heult und schluchzt. Am Ende geht der Bewerber still ab. So geht es weiter im Viertelstundentakt.

Fünf Szenen musste jeder Bewerber vorbereiten – drei Monologe, darunter einen klassischen, einen modernen. Dazu ein Lied oder Gedicht und eine eigene Szene, die Darstellung einer selbst erlebten Situation. Oft gleichen sich die ausgewählten Szenen: zweimal die verlorene Liebe, zweimal der Monolog zu einem Toten, zweimal der kabarettistische Anfang. Manche schleppen Taschen mit Requisiten und Kostümen ins Studio, andere kommen ohne alles aus.

Drinne wird geliebt, gestritten, draußen hockt Christoph, ein Lockenkopf, der fast zu spät gekommen wäre. Er sitzt da barfuß, die Füße sind blau vor Kälte, die Hände gefaltet, er blickt stumm vor sich hin, streckt sich. Gleich ist er dran. Neben ihm stehen zwei leere Bierflaschen. Seine Requisiten. Er knetet am schwarzen Stirnband, das er ums Handgelenk gewickelt hat, klopft sich auf die Schenkel. Gesprächsfetzen anderer Bewerber klingen herüber: »Wenn ich in der ersten Runde rausfliege, darf ich nachts weiter nach Graz fahren.« Kaum einer setzt nur auf eine Karte – wer ernsthaft Schauspieler werden will, tourt von Schule zu Schule, von Vorsprechen zu Vorsprechen. 13 staatliche Schauspielschulen gibt es in Deutschland, dazu fünf im deutschsprachigen Ausland: in Graz, Wien, Salzburg, Bern und Zürich.

Wer in München genommen wird, lernt in vier Jahren das, was ein Schauspieler können muss: Improvisation und Rollenarbeit, dazu Theorie wie Maskenkunde und Theatergeschichte. Auf dem Stundenplan stehen Körpertraining und Sprecherziehung, Stimmbildung und Gesang. Dazu Praktika an den Münchner Kammerspielen und anderen Theatern.

Mit nichts als den Flaschen betritt Christoph endlich den Prüfungsraum. Er legt sich auf den Boden, zwischen die Flaschen, hebt den Kopf leicht: »Auch wenn's komisch klingt, ich hab an Nena gedacht.« Auf einmal ist da eine tiefe warme Stimme, die den Raum füllt, eine Stimme, der man gespannt lauscht, wie sie da von dem Mädchen erzählt, von ihrem Geruch, während Christoph die Flasche liebkost, als wühle er seine Nase

in das Haar des Mädchens. »Wir machen bitte mit Camus weiter«, sagt Schulleiter Noch – und während Christoph nun den Caligula gibt, hört man von oben Geschrei, Gestampfe und ein »Er zielt, er zielt!«. Auch ein Stockwerk höher kämpft einer ums Weiterkommen.

Es ist später Vormittag, kurz nach elf, Kommission eins hat neun Bewerber gesehen. Wer vorgespochen hat, sitzt draußen und raucht, trinkt Kaffee aus der

mitgebrachten Thermoskanne oder hockt im Aufenthaltsraum. Einer sagt: »Zwei Kommissionen haben schon komplett alle nach Hause geschickt.« Beim Vorsprechen, hat Schulleiter Noch gesagt, »ist wichtig, dass uns einer was von sich und seiner Persönlichkeit erzählt. Viel wichtiger, als so zu tun, als ob man alles kann, ist, dass einer es selber ist und ein Erlebnis schafft, das einen Eindruck hinterlässt.«

Dann hat sich die Kommission beraten, und die neun trotten schweigend mit gesenkten Köpfen ins Studio eins, setzen sich auf den Rand der Bühne, blicken zu den drei Prüfern wie Schüler, die gleich ihre Abiturnoten erfahren. Der Schulleiter sagt: »Meine Herren, vielen Dank. Machen wir's kurz und schmerzlos.« Zwei sind weiter – einer davon ist Christoph. Noch gibt an, welche Szenen die beiden am nächsten Tag vortragen sollen. Für alle anderen ist die Prüfung vorbei. Feedback gibt es nicht. Dafür sind es zu viele.

II. AKT

Von 80 Bewerbern haben es sieben in die zweite Runde geschafft. An diesem zweiten Tag taucht plötzlich Jonas auf und fragt: »Wo geht's denn hier zur Anmeldung?« Alle gucken ihn komisch an, und irgendwer sagt: »Das Vorsprechen war gestern.« Oh Scheiße, denkt

Jonas, jetzt bin ich umsonst in München. Er fragt, ob er trotzdem mitmachen kann. Er kann – denn das Programm ist das gleiche: aus den einstudierten Monologen vortragen. Mit dem Unterschied, dass die Kandidaten jetzt vor der eigentlichen Prüfungskommission spielen, also den fünf Leuten, die am Ende über die Aufnahme entscheiden. Neben Schulleiter Noch sind das seine Stellvertreterin Sigrid Herzog, ein Sprecherzieher, ein Schauspiellehrer und ein Stimmbildner.

Wer sich aufs Vorsprechen vorbereitet, weiß, dass es Monologsammlungen gibt, aus denen man sich nur etwas rauszusuchen braucht. Wer klug ist, ahnt, dass die Prüfer die Monologsammlungen auch kennen und jedes Mal die gleichen Monologe zu hören bekommen. Bewegungslehrerin Johanna Richter rät: »Man soll sich wirklich für die Figur interessieren und das ganze Stück lesen, nicht nur den einen Monolog aus der Monologsammlung. Wichtig ist, eine Rolle zu finden, in die man sich hineinversetzen kann. Wenn ein junger Mensch einen alten Mann spielt, dann ist das nicht sehr hilfreich.«

Jonas hat einen Theaterpädagogen um Rat gefragt, welche Monologe er vortragen soll, ihm und Freunden hat er sie dann vorgespielt. Ein halbes Jahr hat sich der 20-Jährige auf die Prüfungen vorbereitet, seit Januar tourt er von Schule zu Schule – neun Vorsprechen hat er schon mit-

gemacht. Einmal ist er in die zweite Runde gekommen, ein anderes Mal, in Bern, war er schon in der Endrunde.

Weiter oder nicht – das ist auch an diesem Mittag für die acht Kandidaten die entscheidende Frage. Dann ist klar: Christoph muss abtreten, Jonas ist noch im Spiel. Vier haben es in die letzte Runde geschafft. Das Prozedere der Prüfung ändert sich jetzt, erhält Workshop-Charakter: Jeder bekommt eine Improvisationsaufgabe und einen Schauspielerschüler als Partner an die Seite gestellt. »In der Improvisation wollen wir den Bewerber bei der Arbeit kennenlernen«, erklärt Schauspiellehrer Eckhard Winkhaus. »Dazu bekommt er ein bestimmtes Thema – mit dem man Fragen, die man an den Bewerber hat, beantwortet sehen will.«

»Eskimo«, »Schachtel« und »Umschlag« heißen die Themen. Dahinter verbergen sich drei Entwicklungen. Wer den »Eskimo« bekommt, soll ein Verhalten in einer Extremsituation zeigen, bei dem Worte nicht ausreichen und man sich körperlich mitteilen muss. »Schachtel« bezeichnet einen Wendepunkt: Man fühlt sich sicher im Leben, bis man auf dem Speicher eine Schachtel entdeckt, deren Inhalt das Bisherige verändert. Und »Umschlag« ist die Steigerung der »Schachtel«: Eine Wende, die noch emotionaler, noch radikaler ausfällt.

Den Nachmittag über wird die Szene entworfen und einstudiert.

Bei der Prüfung, sagen die, die es schon geschafft haben, muss man verdammt cool sein. An sich glauben. Locker sein. Spaß haben. Manche suchen ewig nach der passenden Rolle und proben kaum. Andere proben ein halbes Jahr lang. Am Ende aber geht es nur darum, authentisch zu sein.

III. AKT

Am dritten Tag gibt es zum ersten Mal in diesem Prüfungsreigen mehr Zuschauer als Bewerber. Dreimal treten die vier heute an, in den Disziplinen Bewegung, Improvisation und Monolog. Vierzehn Lehrer der Schule verfolgen jeden Schritt, jede Geste, jedes Wort. Statt auf der Bühne stehen die Vier jetzt im Bewegungsstudio. Gelber Turnhallenboden, Schwarz-Weiß-Bilder an den Wänden, zwei Reckstangen an der Seite. Die Aufgaben wechseln alle paar Minuten. Zu Musik durch den Raum gehen, den Blick auf einen imaginären Punkt gerichtet, sich in Zeitlupe bewegen, Gegenstände darstellen. »Kerze«, ruft Bewegungslehrerin Johanna Richter in den Raum. »Fisch – Waschmaschine.«

Jonas hat die Schultern gebeugt, wenn er geht, vibriert der Boden – den leisen

Abgang beherrscht er noch nicht. Christopher bewegt sich hölzern, Jeff ist gelenkig wie ein Akrobat, Julius bringt die Jury mit seinen Pantomimen zum Lachen. Die vier flackern wie Kerzen im Luftzug, zucken und zappeln wie Fische auf dem Trockenen, rütteln wie Waschmaschinen. 45 Minuten, um den besten Eindruck zu hinterlassen.

»Eine Prüfung«, sagt Prüfer und Schauspiellehrer Eckhard Winkhaus, »ist ja immer sehr subjektiv. Von einer Absage darf sich keiner beeindrucken lassen. Es gibt ja in der Kunst keine Kriterien oder Parameter wie in der Naturwissenschaft.« Begabung drücke sich aus in szenischer Fantasie, Charisma, Präsenz.

Nach einer Pause müssen sie wieder auf die Bühne, die am Vortag einstudierten Szenen zeigen.

Die Improvisation ist so was wie das Highlight der Prüfung, im Publikum sitzen das Lehrerkollegium und zirka 20 Schüler der aktuellen Jahrgänge. Hier wollen die Prüfer auch sehen: Wie arbeitsfähig ist jemand? Wie geht er mit dem Partner um? Ist einer offen oder vernagelt? Jede Szene dauert etwa zehn Minuten.

Jonas wird seiner Sandkastenfreundin seine Liebe gestehen, Christopher einer Eskimofrau begegnen. Julius entdeckt, dass ihn sein Kollege hintergangen hat, und Jeff wird einer jungen Frau klarmachen wollen, dass sie seine Tochter ist. Sie spielen mit Kostümen und Requisiten, wie bei einer Aufführung am Ende eines Theaterworkshops. Aber das Spiel bleibt Prüfung, und zwei werden am Ende abtreten müssen.

Was, wenn es nicht klappt? »Es klappt«, sagt Jeff nur. Christopher, der gelernter Steinmetz ist, sagt, er habe keine Ahnung, was er sonst tun wolle. Julius wird, wenn er rausfällt, am nächsten Tag nach Leipzig weiterfahren – er ist dort in die zweite Runde eingeladen. Und Jonas, der nach dem Abitur vor zwei Jahren erst einmal nach Südamerika ging, wird im Notfall in Basel Geschichte und Spanisch studieren. Und nächstes Jahr wieder antreten zum Vorsprechen.

»Wer bei uns in der letzten Runde war und es dann nicht geschafft hat«, sagt die stellvertretende Schulleiterin Sigrid Herzog, »kommt in der Regel am Ende immer an irgendeiner Schauspielerschule unter.« Aber man will ja nicht an irgendeine Schauspielerschule, hatte Julius gesagt.

In der Lehrerkonferenz schildern die Prüfer ihre Eindrücke. »Fad.« – »Sehr körperlich.« »Netter Bub, bissl blass.« – »Der interessiert mich.« Oder: »Der ist nicht greifbar.« – »Seine Impro war bizarr.« Oder: »Eitel.« – »Komplex, aber bemüht.« Dann tagt die Kommission. Für die vier beginnt das Warten.

EPILOG

Nach fünf Stunden hat das Warten ein Ende: Die Prüfungskommission hat heiß diskutiert und ihr Urteil nicht ganz einstimmig gefällt: Jonas hat es geschafft. Jeff auch. Für Christopher und Julius wird das Vorsprechen weitergehen.